

ERI
/ Teilzahlung
gkeit

„Schachbrücke“
ach.
ieilage
in-Braten
hle.
ank
Bockbier,
s ersten Lagen.



er, dua de um,
a em Konsum!

Mitgliedern:
illetts
m-Drifletts
en II, nachgefielt.
antagsdienst
eiertag den 25. und
1930:
Feldrennach,
oder Unfallmeldestelle
rg.
Feldrennach.
Reinmehl,
Zentner 10.20 Mk. bei
rzahlung, ist zu haben.
Ludwig Wohlinger,
Handlung.



für jeden Schuh.
Kath. Gottesdienst
in Neuenbürg
am Hl. W. Abends 7 Uhr
Engelamt.
die Hienamt.
die Feiert. Hochamt.
die Feiert. Weihnachtsandacht.
Am 26. Dezember
Fest des hl. Stephanus.
10 Uhr.
11 Uhr: Andacht.
In Birkenfeld
am 26. Dezember
10 Uhr: Predigt und hl. Messe.



Weihnachten.

J. Fr. von Eichendorf.

Markt und Straßen heb'n verlassen,
still erleuchtet jedes Haus,
kinnend geh ich durch die Gassen,
alles sieht so festlich aus.

An den Fenstern haben Frauen
dantes Spielzeug fromm geschmückt,
tausend Kindlein sehn und schauen,
sind so wunderbar beglückt.

Und ich wandre aus den Mauern
bis hinaus ins freie Feld,
bedrtes Glänzen, heil'ges Schauern!
Wie so weit und still die Welt!

Sterne doch die Kreise schlingen,
aus des Schnees Einsamkeit
steigt's wie wunderbares Singen —
O du gnadenreiche Zeit!

Friede auf Erden

(Aus Ad. Schmittbenners Erzählungen.)

Es gibt ein Dörflein, liegt also fernab von aller Welt, das gute und schlechte Mär zwei Monate später dorthin kommt, als sonst an irgendeinem Fleck in deutschen Landen. So geschah es, daß man um die Weihnachtszeit des Jahres 1648 in selbigem Dörflein noch nicht wußte, daß nach dreißigjährigem Kriegsjahmer Friede worden war im Vaterland, und doch hatten die Herren Gesandten zu Münster und Osnabrück schon am 25. Oktober mit unständlicher Feierlichkeit das letzte große Bunttum gesetzt. Bald nach Martini war ein fahrender Geselle gekommen, der erzählte im Wirtshaus, es sei Friede im Reich, und er selber habe gesehen, wie die Bauern dranten am Strom auf der Heerstraße ihre Schweine zu Markt getrieben hätten; aber niemand glaubte es ihm. Einer holte den alten Schmiedmeister. Der schloß dem Fremden auf den Zahn durch allerlei Fragen. Aber der Geselle erzählte, daß er auf der hohen Schule zu Padua gewesen sei, und daß man dort jetzt den Schöpfbecken unter dem Rockbock trage, da raunte der Schmiedmeister den andern zu: „Traut ihm nicht, 's ist ein Kateinischer“, und schloß gar hätte der Wandersmann für seine Friedensbotschaft noch Schläge bekommen.

So wählten sich die Leute mitten im Krieg. Wer etwas in Feld oder Wald zu schaffen hatte, nahm einen guten Weissen mit. Abwechslend trugen sie das Feuerrohr, und ehe sie an die Arbeit gingen, suchten sie das Unland an; während der eine Holz machte oder ackerte, stand der andere auf Wache. Einige Male hatten sich Gewissensgeisel; die wurden durch Schüsse vertrieben. Ob es versprengte Soldaten waren oder Raubgesindel, wußte man nicht. Allsonntäglich sagte der Pfarrer dem großen Kirchengebet die Bitte um den ehlen Frieden bei, und fast alle andermal ließ er sein Viehlingstied fragen: „Ob Gott vom Himmel sieh darwin und laß dich es erörtern. Er war himmellos, leit ihm die Kroaten den Schwedenstrom mit hellem Wasser gegeben hätten, und er hatte seitdem seine gute Stunde meit. Aber er verließ noch sein Dörflein, und die Leute verstanden ihren Dörflein, auch konnten sie sich alle nach zu ihm begeben. Krieg, Pest und Hunger hatten aufgeräumt.

So war der Tag vor dem Christen herausgekommen. Niemand dachte mehr an die Friedensbotschaft des Kateinischen. Nur eine hatte sie nicht vergessen. Das war des Nachtmästers alte Mutter. Sie hatte vor fünf Jahren ein böses Gelächter getan. Das anälte sie jetzt; denn sie lag im Sterben. Es war an einem Wintertag, da trugen sie ihr den Mann tot ins Dörflein. Vorüberstreichende Reiter hatten ihn aus Antwille erschossen, als er auf einem gefällten Stamm sah und sein Brot verzehrte. Damals suchte sie dem Herrgott, weil er solch himmelschreiendes Unrecht geschehen ließ, und sie gelobte, nicht mehr zum Nachtmahl zu geben, solange der Krieg währte. Jetzt lag sie krank zu Bett und wußte, daß sie sterben müsse, und schaute sich nach der heiligen Kost. Aber als der Pfarrer ihr zuredete, sie solle der Seelsucht Genüge tun, denn ihr Gelächter sei gottlos gewesen, da wandte sie sich zur Mutter und gab keine Antwort.

Dente nun wart sie sich unruhig auf ihrem Lager betum. Der Dörflein anälte sie und noch etwas. „Mein Vater selig ist auf den Christtag gestorben“, sagte sie in der Krücke. Nach einer Weile schloß sie auf.

„Was ist Euch, Mutter?“ fragte der Sohn und eilte ans Bett.

„Man ist doch auch ein Christenmensch!“ flüsterte sie. „Morgen ist Nachtmahl in der Gemeinde“, fragte der Sohn wieder an, „wollt Ihr nicht auch, Mutter?“

Da fragte sie mit heiserer Stimme: „Ist Friede im Land?“ Der Nachtmäster schüttelte traurig den Kopf. „Wir erleben's nimmer, Mutter, Ihr nicht und ich nicht.“ Und er ging zur Tür hinaus.

Da trat ihr Enkelsohn an das Bett, ein haamlanger Kerl. Er war hinter dem Ofen geessen und hatte an einem Span geschminkt. „Ich will in die Stadt gehen, Altmutter, und fragen, ob Krieg oder Friede ist. Morgen früh bin ich wieder da.“

„Ja, geh“, flüsterte die Kranke in fliegender Ost. „Ob, ehe dein Vater kommt, er leidet's sonst nicht.“

„Wen soll ich fragen, Altmutter?“

„Im Torturm wohnt der Weibel. Seine Frau ist mein Vaterkind. Die frag, die weiß es. Sie hat von mir ein silbernes Salzfaß zur Aussteuer. Das soll sie dir geben zum Zeugnis der Wahrheit, wenn Friede ist im Land. Geh, nimm deines Vaters Salz mit, der Volk.“

Aber der Junge hörte nicht mehr. Schon eilte er den Berg hinab der Waldschlucht zu.

Sechs Stunden war es bis zur Stadt. Der Weg dahin führte durch einsame Weide und wilden Wald, vorbei an ausgedorrten Mäulen und verlassenem Dörflein; dann stieg er hinunter ins breite, offene Tal an den großen Strom, wo die Heerstraße lief und die Städte lagen. Durch Wald und Heide trachtete der Volk, und durchs Tal zog Nordgesindel, jahaus, jahrein, solches mit der roten Feder und solches mit der Sturmbaube, Schnapphähne und Soldaten.

Den Tag über lag die Alte still. Als der Sohn das Mittagmahl kochte — es war sein Fransenschild tochter im Haus —, fragte er: „Wo frisst denn der Volk?“ Aber er fragte mehr sich selbst als seine Mutter, und diese schweig. Der Abend dämmerte. Da schaute der Mann besorgt nach in Stall und Scheune blinde die Dorfstraße hinauf und lehrte stamm in die Stube zurück. Er setzte sich auf die Ofenbank. Es wurde finstet. Die Mutter schaute. „Wollt Ihr was?“ fragte der Sohn von der Hand her.

„Er wird in die Stadt sein“, jammerte die Kranke. „Der Volk?“ rief entsetzt der Mann. „Er will fragen, ob Friede im Land.“

„Mutter“, lachte der Sohn, „auch rohin' ich's zu, wenn er mir verdirbt!“

Die Kranke antwortete Unverständliches. Ihre Hände schlangen zusammen. Beide schwiegen. Es wurde völlige Nacht in der Stube. Nur die Augen der Hausfrau leuchteten unter dem Ofen herab.

Als der Orion über das Scheunendach schaute, stand der Mann auf, nahm das Horn von der Wand und verließ wortlos die Stube. Die Krücke strich ihm nach bis an die Tür, dann irrang sie auf den Fenstersims. Aber es wehte ein kalter Zug herein. Mit ein paar Sägen war sie wieder am Ofen, legte sich auf den alten Platz, und ihre Augen leuchteten nach dem Bette der Sterbenden hinüber.

Derweil blies der Orion höher und höher, und jetzt schauten seine Sterne in die Waldschlucht hinein gleich unten am Dorf. Wolfstoch ließ sie, und die Leute wußten warum. Das Sternlicht drang hinauf bis auf den schmalen, finstern Grund. Dort lag eine dunkle Masse, fast regungslos. Mensch und Tier im Ringen auf Leben und Tod. Oben am Eingang zur Schlucht stand der Nachtmäster und schaute hinauf. Aber der Blick ging über den Kränzel hinweg, und der Kampf war lautlos; der saulende Odem der Ringenden verwehte, ehe der Vorkampf von dort heranlief. In dem Augenblick, als der Vater sich umwandte, dem Dörflein zu, tauchte aus der Tiefe der Schlucht ein irrer Blick in das blindefnde Sternlicht, und mit Himmelsgewalt schlug wie ein siegreicher Blitzstrahl ein Seelenkreuz in die Unendlichkeit: Derr Gott, ich muß der Altmutter zum Nachtmahl helfen!

Der Nachtmäster war langsam hinaufgestiegen auf den Kränzelhögel. Man sah dort am weitesten umher. Er spähte in die schneeose Landschaft hinaus, sein Blick weilte ein wenig bei den dunklen Tannen, die das Wolfstoch zudeckten. Dann ging der Mann langsam über den heißen Friedhof. An einem großen Grabhügel fand er stille. Vier lagen nebeneinander, die auf zwei Tage an der Zeit gestorben waren. Darunter auch sein Weib und zwei Mägdelein. Ein drittes, die älteste, hatte das Kriegswoll mitgeschickert. Sie war nimmer beimgekommen.

Kimmer heimgekommen! Da schürte es ihm das Herz zu. Er dachte an seinen Vaden. Aber wie er nun, um von neuem zu stehen und zu lauschen, das Antlitz hob, leuchteten ihm die Sterne so mild und tröstlich an, daß ihm die Augen feucht wurden. Und mit einem Male fiel's ihm ein: Deute ist der Heiland geboren. Er schaute nach dem Stand der Gestirne. Es war um die halbe Nacht. Er nahm sein Horn und blies die zwölfte Stunde. Dann schritt er den Hügel hinab. Als er von der sternenhellen Höhe in die finstere Dorfstraße getreten war, hielt er stille und hub mit lauter Stimme zu singen an:

„Von Himmel hoch da komm ich her,
ich bring euch gute, neue Mär,
der guten Mär bring ich so viel,
davon ich singen und lachen will.“

Er wollte gerade weiterfahren: End ist ein Kindlein demt geboren — da sah er eine hohe Gestalt die Dorfstraße heraufkommen. So hochgewachsen ist nur einer, leuchtete sein Herz, mein Volk! Mit raschen Schritten ging er ihm entgegen. Der Purfise kam langsam, er war herbäutig, die Arme über der Brust gefaltet. Im Schatten einer Scheune stand er still. Halb freudig, halb verwundert trat der Vater ihm nahe. Aber ehe er fragen mochte, rief ihm der Sohn mit leiser, fremdartiger Stimme: „Vater, halt den Pfarrer, die Altmutter kann zum Nachtmahl und flüsternd sagte er hinzu: „'s ist Friede!“

„Friede!“ lachte der Mann und taumelte zurück. „Friede“, wiederholte er, und die Tränen flühten ihm aus den Augen, und er zitterte wie im Niederschauer. Eine Weile stand er in sich versunken und murmelte vor sich hin immer nur das eine Wort: Friede. Dann raffte er sich auf und ging mit großen Schritten dem Pfarrhause zu. Des Sohnes Worte er vergaßen.

Der ging langsam zurück. Oft blieb er stehen und verhielt die Hände auf die Brust. Aber nach kurzer Weile ging er weiter, vorbei am letzten Hause, wo die sterbende Großmutter lag. Zum Dorf hinaus, dem Wolfstoch zu, schliefte er sich. Was trieb ihn an den grauenwolken Ort? Wollte er dem erwürgten Feinde noch einmal ins vergaßte, bluttriefende Auge schauen?

Derweil hatte der Nachtmäster mit der Klinge der Dellebarte die Tür des Pfarrhauses aufgedrückt. Seinem Klopfen war nicht geöffnet worden. Man konnte dies Böden zur Nachtzeit. Drinnen in der Stube lag der Pfarrer auf dem Kränzel und bet Gott um den Gnadestof. Da rief des Nachtmästers bekannte Stimme in die Stube hinein: „Friede!“ Der Pfarrer sah mit klaren Augen hin, wie wenn er nichts begriffe. Keine Mutter will sterben. Geht Ihr das Nachtmahl, Friede ist im Land!“ Da ward dem alten Manne das Herz überwältigt. Er brach in seinem himmellosen Mäulerton in Schlingen aus. Es klang zum Erbarmen.

Der Nachtmäster aber ging hinüber zum Schmiedmeister. Mit dem Knopf der Dellebarte ließ er an den Vaden! „Ich bin's, macht auf!“

„Wo brunt's?“ rief der Schmiedmeister und öffnete den Vaden.

Da legte der Nachtmäster seine Arme dem Mann um den Kopf, neigte das Antlitz ihm an die Wange und flüsterte ihm ein Wort ins Ohr. Der Schmiedmeister zuckte zusammen, dann weinten beide Männer Brust an Brust.

„Ich muß lachen, laß mich los“, sagte endlich der Schmiedmeister. Aber sein Weib war seiner nicht mehr mächtig. Gewaltfam machte sich der Kreis frei, weckte seine Söhne und eilte zur Kirche hinauf, während der Nachtmäster sich wieder zum Pfarrhaus wandte.

Seit vierzehn Jahren waren die Glocken trumm. Zum letztenmal hatten sie gekläut zum Weihnachtsfest nach der Nördlinger Schlacht. Dann schwiegen sie, daß nicht die Nordbuben herbeigekläut würden.

Und jetzt und jetzt schlugen sie wieder zusammen! „Was macht so?“ fragten die Kinder. „Es lütert“, sagten die Alten. „Steht auf, Kinder, 's ist Friede im Land!“



„Der ist der Fried?“ fragten die Kinder, „nimmt uns der Fried die Weis weg, und schlägt er uns den Vater blutig?“

„Schweig, Kinder, und zieht euch an und betet!“
„Zur der Fried so kauen?“ fragten die Kinder furchtsam. Aber die Mutter gab ihnen fürder keine Antwort. Da gingen sie an zu weinen und verflochten sich, ein jedes in sein bekanntes Verstecklein, und lauschten angstvoll dem fremden Getöse.

Webel klangen die Kloden. Die große war zersprungen. Wiech am Anfang des Krieges hatten die Kanonfelder sie und die mittlere, die nicht mehr da war, zum Turm hinabgeworfen und mitgeschleppt. Die große fand man später im Wald. Aber auch so klang es den Alten wie Himmelsgeklänge.

Und doch war keine rechte Freude. Das Andenken an das erlittene Glend grausig auf. Jeder gedachte seines Verlustes, und die vielen Wunden der Seele bluteten alle zusammen. Starr sahen sich die Leute an, verhört standen sie auf der Gasse rüber. Aber niemand zweifelte an der Wahrheit der Botschaft.

Von zwei Männern gestützt, kam der alte Pfarrer die Straße herab. „Die Lore geht zum Nachtmahl“, sagten sich die Leute. Viele schlössen sich an. Der Zug ging nach dem letzten Haus.

Der Pfarrer trat mit dem Nachtwächter und dem ältesten Sohn des Schulmeisters in die Stube der Sterbenden. Ein Stuhl wurde angelehnt und an der Wand befestigt. Der Sarg bereitet das Nachtmahltschrein am Bette der Kranken. Der Pfarrer beugte sich nieder, und wie ein hartes Geräusch

schallten die klagen Worte: „Es ist Friede; wolt Ihr jetzt zum Nachtmahl?“

Da sah die Frau angstvoll mit den Augen und sahete auf der Bettdecke herum. „Wolt Ihr?“ wiederholte der Pfarrer. „Seht, Ihr müßt sterben. Macht Friede mit Eurem Gott und liebet ihn in Frieden!“ Die Greisin riß die Augen auf und sah den Pfarrer starr an. „Wo ist das Salz?“ flüsterte sie. Der Nachtwächter sagte: „Sie ist irr.“ Da trat er ein harter, verflochtenen Zug auf das Antlitz der Sterbenden. „Ich will!“ rief sie. „Was wolt Ihr, Mutter?“ fragte der Sohn und nahm sie in den Arm. „Ich will so sterben“, bandte sie und deutete mit der Hand nach der Mutter. „Sie will der Wand zu sterben“, sagte der Sohn.

In diesem Augenblick ging die Tür auf. Ein Dämonen-Mann stand draußen. „Zacht! langsam!“ riefen sie sich zu, und halb führten, bald trugen sie den Enkelsohn der Sterbenden herein. Die Kleider hingen ihm in blutigen Fetzen vom Leib, die Brust war eine Wunde, aus der es blut und schwarz herausquoll. Die Männer wollten ihn in die Kammer bringen, aber mit hartem Wille sah der Todmunde nach der Großmutter Bett, und seine wankenden Beine streckten dorthin. So leiteten ihn die Männer, wohin er wollte. Er sank nieder auf das Bett, so daß es über und über mit Blut bedeckt ward. Er sahte nach der Wand, und als er sie gefunden hatte, drückte er ein Ding hinein, das seine Faust frampfhaft umschloß. „Da, Mutter, da“, murmelte er. „Eure Patentknecht läßt Euch grüßen und Euch sagen, es sei Friede im Land. Da ist das Salz zum Zeugnis der Wahrheit.“

Das Blut war ihm entfallen im Kampfe mit dem Mitter.

Darum war er nochmal zurückgekehrt. Darüber waren ihm die Wunden, die er mit Ross zugestößt hatte, aufgebrochen.

Die Sterbende betastete das Salz. Da lenkte es in ihrem Antlitz seltsam auf. „Gott sei Dank“, flüsterte sie, „Friede, Friede!“

„Sie stirbt ohne Nachtmahl“, rief der Sargtr. „Sie feiert es oben“, hauchte der Pfarrer. „Müßt Eure Mutter noch einmal“, raunte er dem Nachtwächter zu, „und dann macht Euch bereit, von Eurem Sohn Abschied zu nehmen. Ihr bringt dem Frieden ein schweres Opfer.“

Sie legten den Burschen sacht auf den Boden. Frauen wuschen ihm die Wunden. Der Vater legte sich neben ihn nieder und sah ihm in die brechenden Augen.

„Die Lieblich sind“ auf den Bergen die Hüfte der Boten, die den Frieden verkündigen“, raunte der Pfarrer. Da verfiel ihm die Stimme. Er hatte den Huben mit den trübigen blauen Augen liebgeliebt. Der Todestampf begann. Der Vater hielt seinen Sohn umschlungen. Derweilen füllte sich die Stube mit Männern und Frauen. Der Kampf war nicht schwer. Zeit war es aus. Die Weiber gingen an zu weinen. Der Pfarrer kniete nieder. Da schwebten alle und lütelten gleichfalls. Nur der Nachtwächter blieb an der Seite seines Sohnes liegen.

Der Pfarrer hub an: „Ehre sei Gott in der Höhe.“ Ein Schauer durchlief die Versammlung. Er hatte mit lauter Stimme gesprochen. Der Pfarrer selbst hielt entsezt inne. Er mochte sich fürchten, von neuem zu beginnen. Endlich fuhr er fort. Erstickend, gleich dem Glockengeläute, aber rein und klugvoll schallte es durch die Stube: „... und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“

Weihnachtslieder

Eine Erinnerung von L. Steinbach.

Der im Sommer 1890 allzu früh und fern der Heimat in die Ewigkeit eingegangene Direktor des Rauhen Hauses in Hamburg, Pastor D. Martin Hennig, war ein langgestorbener Mann. Mit wohlklingender, weicher Stimme und süßem Tongefühl begab, hat er so manches Lied bei den täglichen Gausandachten im Hofsaal und auch bei den größeren Feiern in dem traulichen Böhmerhaus angestimmt und kräftig mitgesungen. Und wenn er, der unermüdbare Schaffner, auch in der Adventszeit Berge von Arbeit zu bewältigen hatte, so gönnte er sich doch jeden Nachmittags ein halbes Stündchen, um im Familienkreis Weihnachtslieder zu singen. So hat er aus eigenem Erleben heraus in seinem Buche „Unsere Kirchenlieder“ eine Auswahl von Kirchenliedern zusammengestellt, die er als „Unsere Kirchenlieder“ betitelt hat. Diese Kirchenlieder haben uns anbeten, jubeln, bitten und danken, sie haben uns auch rüstig schaffen, vergeben und lieben gelehrt. Nach seinem Tode hat die Witwe den schönen Evans beibehalten, und als ich 1921 vor ihr zur Begleitung der Lieder mit meinem Flügelhorn eingeladen wurde, fuhr ich am Tage vor dem heiligen Abend am Vormittag in der vierten Klasse nach Hamburg. Da sah schon etwas von der weihnachtlichen Herzensstimmung in mir regte, waren die Mitreisenden, meist Leute aus den ärmeren Volksschichten der Niederelbe, leid, wie sie alle so müde, trumm und bekümmert vor sich hinstarrten. Einen Schlag hatte ich nicht mehr erwidert und konnte so im Stehen meine Beobachtungen noch besser machen.

„Wie wär's“, sagte ich da zu mir, „wenn du heute morgen schon das Bären vertragen wölstest die diesen den Krieg, die Revolution und die Geldwertverwertung aus dem feinsten Weichheitslicht gebrauchten Menschen“, und nahm auch gleich bedächtig das Flügelhorn aus meinem Kufsch. Kaum hatte eine robuste, rotbackige Frau aus dem Arbeiterstand das bemerkt, als sie auch gleich ihren kleinen Jungen vom Sitzplatz neben sich herabschob und mich freundlich zum Blagnehmen neben ihr einlad. „Siedend können Sie nicht so gut blasen“, meinte sie treuherzig.

„Na, was soll ich dir jetzt vordulsen, damit du mittigen kannst“, fragte ich nun den etwa neunjährigen Bubens, der eine Feldmühle mit einer rot überfärbten Kolarde auf dem Kable trug. „Ein Weihnachtslied, nicht wahr“, fuhr ich fort, als der Bub verlegen schweig und sich schon an seine Mutter

drückte. „Du kennst doch schon viele Weihnachtslieder! Zum Beispiel „Stille Nacht“. Das blase ich jetzt und du singst mit. Du kannst gewiß schön singen.“

„Ne“, machte der Junge jetzt dreht und misstündend. „Was du kennst „Stille Nacht“ nicht, das schöne Weihnachtslied!“ Ein energisches Kopfschütteln. „Habt ihr das Lied nicht in der Schule gelernt? Das kennen doch schon ganz kleine Kinder?“ „Ne“, klang es wieder häßlich von den Lippen des Kleinen, dessen Vater Hingelarbeiter in Reddingen sein mochte. „Aber, mein Junge, du kennst doch „Stille Nacht“, wollte nun die vortobliche Mutter einbeissen, weil sie fühlte, daß alle Augen auf das doppelt arme Proletariatskind und auf ihr selbst gerichtet waren.

„Armes Kind“, sagte ich nun mit aufrichtigem Mitleidgefühl „wenn du zu Hause und in der Schule mit neun Jahren noch keine Weihnachtslieder kennen lernst, so will ich dir doch gleich „Stille Nacht“ vordulsen.“ Ich septe also das Horn an die Lippen, und nicht lange, so fielen zwei dicke Bierhändlerinnen mir gegenüber mit dem Gesang ein; dann kamen noch andere Stimmen dazu, und wer nicht mitsang, da summt mit. Wie nun die langsam fortgehenden Töne feierlich verklungen waren und die vorher so müden Augen freudig und hell aufstarrten, da brach ein älterer Bauernmann schließlich das Schweigen.

„Das ist ein schönes Lied“, meinte er schlicht, „und wir haben es am Weihnachtsabend im Krieg in Rußland gesungen. Es war dannig kalt, und ich war mit vorn auf Feldwache. Der Kasse gab hartes Infanterienleier. Wie es aber dunkel wurde und wir auf der Feldwache angingen, „Stille Nacht“ zu singen, da hörte das Schießen auf einmal auf, und der Kasse drüben sang auch mit. Es war ganz dieselbe Melodie. Ja, das ist ein schönes Lied, dieses „Stille Nacht“.“

Der alte Landwehrmann, am Fenster lebend, schweig wieder, aber man konnte ihm deutlich die innere Bewegung ansehen, welche das Dornholz in ihm geweckt hatte. Wer Schmerz hat er wohl in Rußland auf sich genommen, aber die Weihnachtsfreude vor dem Feind umstrahlte ihn noch wie ein Stern in dunkler Nacht. Am Nachmittags fuhr ich dann nach Horen hinaus ins rauhe Haus, wo die Familie Hennig bereits zum Nachmittagsessen versammelt war. Von den

leben Kindern fehlte bloß die älteste Tochter, welche die Schule in der Stadt zurückhielt. Außer mir war noch ein Gast mit seinem Baldborn erschienen, und die kleine Käthe begleitete auf dem Klavier, Ansgar auf der Orgel und Lina mit der Flöte die schönen Weihnachtslieder alle, welche nun vieltimmig in dem traulichen Raum erklangen. Weihnachtslieder der frommen deutschen Weihnachtslieder! Wie fröhlich und sorglos und wie reich waren doch diese des Vaters verarbeiteten Kinder im Vergleich zu dem Proletariatskind aus Keimlingen!

In der Nacht fuhr ich wieder heim, und durch Dutz und Dre Hängen mir noch die lieblichen Weisen. Nur mit Mühe hatte ich in dem bis zum letzten Stehplatz gefüllten Wagen noch ein Plätzchen erhalten, weil ein an der Türe stehender Bekannter mich erlankt und herangezogen hatte. Ich erzählte ihm von den Weihnachtsliedern und gab schließlich seinem Bedenken nach, es auch damit in dem halbdunklen, überleuchteten, überrollten Wagen zu versuchen. Als ich leise mit „O du fröhliche anfang, erobert ein Angertrauener spöttischen Brodel“. Er wurde aber von den Anstehenden kräftig zur Ruhe verwiesen, und mehrere Männer sangen mit. Ein Stader Seminarist mit bunter Mütze zog alsdann Volkslieder vor und wänschte sich „Zah ein Knab ein Köstchen heben“. Ich tat ihm den Gefallen, aber, obgleich er so laut wie möglich mitsang, fand er doch kaum Gehör. Da erbot sich, nachdem ich gelassen hatte, „Es ist ein Kof“ entzuppen“, einige Frauen „So nimm denn meine Hände“, und zu meiner großen Verwunderung wagt diese weiche Melodie mit dem kindlich frommen Text die Mehrzahl der Frauen und Männer in ihrem Paan. So daß der Choral in seinen drei Versen stark und mächtig durch den Wagen scholl. Der Spötter war längst verstummt. Als ich gleich darauf ansprechen wollte und in dem kalten Winternebel meine Wohnung aufsuchte, da war es mir warm und herr, als ob ich einem ergreifenden Gottesdienst beigewohnt hätte. Die Töne des Flügelhorns hatten ja mit den Weihnachtsmelodien den göttlichen Funken in den Herzen dieser sich sonst im Knapp und Dasein wenig mit Ehrgeistesfragen abgebenden Leute entzündet, so daß ihre Herzen sich in fröhlicher Demut vom Druß des Alltags emporschwingen zu den höchsten Höhen der Gottheit. Ich habe nie mehr etwas so Erhebendes im Eisenbahnwagen erleben dürfen.

Die Michelstedter

VON HILDEBRANDT, UNTERBERECHENSCHEWITZ, VERLEAD, O. MEISTER, WERDAU SA.

(32 Fortsetzung.)

Nach solchem verzweifeltsten Herummirren lehrte er, zerzaust vom Sturm, durchnäßt vom peitschenden Regen, leidend an Herz und Seele, im Wirtshaus an der Mühle ein.

Den Stammgast, den alten Schäfer, traf er dort. Man legte zu dreien einen Stuhl auf. Gekloppt wurde nicht viel; aber Wirt und Schäfer sahen sich bedeutung an, wenn Robert über seine Korien hinweg ins Leere blickte. Beide wählten Beiseid.

Es kam vor, daß sie alle drei aufsprangen, wenn die Tür ging, als ob sie erwarteten, daß dort im Rahmen die schlante, rante Wödhengelstalt erscheine. Aber immer nur war es die Zeitungsfrau oder der Postbote, der dem Wirt eine Mahnung des Bourbakkleieranten brachte.

Als heute abend Robert schweigend zu Hut und Mantel griff, da sahen ihm die beiden nach. Schmal war der junge Herr geworden und gar nicht mehr lustig.

„So im de Weider!“ meinte der Wirt zum Schäfer, als dieser umständlich seinen Mantel beiseiteweg, um zu zahlen. „Doch kannst du to verlotten, mein Junge, wie gnädiges Fräulein, de hat dat nee zennmal mit een un denn up'n Stuh mit'n anern! Ich weet, wat ic weet! 'u Obend ool! Grab warf Quast die Tür zu.“

Mitten auf dem Wege in der Dunkelheit aber blieb der Wit stehen und sann. Er dachte an seine Prophezeiung für Robert: „Dat mit „Tod eines lieben Angehörigen“, dat schall ja woll in Ordnung wesen. Dof dat mit die Trennung is mi klar. Ober, ober! Dat mit die jwaare groie Gefoahr, dat drückt mi dat hart aff!“

Auf dem Stadigute hatte man die Ernte eingebracht. Die hochbeladenen Wagen waren auf den Hof geschwant, die Lure der gedämmigen Scheunen hatten sich, zufrieden und behaglich knurrend, geschlossen.

Mit Jins und Jinszins lag das Saatkapital, das der Landmann im Frühjahr Gott zu treuen Händen übergab, wohlgeborgten in den Schatzkammern, und der dumie Ernteranz hing auf der Diele des Herrenhauses.

Es war alte, geheiligte Sitte, daß Herr und Knecht am Erntedankfest den Weg zum Herzen Gottes suchten. So sah

denn der Major mitamt den Seinen und dem Gesinde in der ehrwürdigen alten Marktkirche.

Aber mochte die Sonne heute noch so hell durch die bunten, hohen Fenster strahlen, mochte sie das Holzgestühl und die weißgetüncheten Wände noch so festlich beiter mit blauen und roten Farben überstrahlen, im Herzen unseres Landwirts wollte keine Freude, keine wahre Dankbarkeit aufkommen. Auch die jubelnden Stimmen der Orgel brachten ihm keine Erholung. Als der Gesang der Gemeinde einsetzte, blüete er niedergeschlagen und gedrückt vor sich hin.

Sorgen hatte er, schwere Sorgen. Geldsorgen! Stets sah Frau Renate neben ihm und sah während des Chorals geradeaus zu jenem passabigen Karodengel, der dort wohlgenährt und in muskulöser Fülle die doch gar nicht so leichte Kanzel mitamt dem gewichtigen Faktor geklückt auf den über dem Kopf erhabenen Händen balancierte.

Die gnädige Frau gab sich zwar gern leutselig, doch hatte sie es nie für schicklich gehalten, als Gutsherrin ihrer „Leute“ öffentlich der himmlischen Macht ihren Dank geirgänglich abzutragen. Sie atmete erleichtert auf, als Detlef neben ihr heute schweg.

Früher hatte er sich's freilich nicht nehmen lassen, sich hier in der Kirche mit der Intelligenz seines Männerballes herorzutun. Es war bekannt, daß sich an hohen Festtagen immer ein Wetzelgang zwischen ihm und dem Küster abspielte.

Als Vorbild im Choralsingen hatte seinerzeit die dritte Schwadron der letzten Dragoner ihren Rittmeister gekannt. Mit Stolz erzählte Herr von Erbach, wie seine Dragoner einmal wegen ihres „frischen“ Kirchengelanges vom kommandierenden General gelobt worden seien. Die Kerle hätten sich auch unterziehen sollen!

„Ach, wo waren die Zeiten hin?“ Er blickte stumm in das Gesangbuch und verfolgte mit herber Selbstironie den Text:

Die Ernte ist nun zu Ende,
Der Segen eingebracht...

„Das stimmt schon!“ keuzte der Stadtguthpächter bei sich. Woraus Gott alle Stände
Satt, reich und fröhlich macht...

„Reich und fröhlich!“ Bei diesen Worten und Jinsen! Unter wuchtigem Orgelgebrüll jubelten die Schulpoerle durch die Kirche:

Der alte Gott lebt noch,
Man kann es deutlich merken
An so viel Liebesworten,
Drum preisen wir ihn hoch.

„Ach ja, ach ja!“ keuzte der Major, und vergeblich wartete der Küster dieses Jabe auf den üblichen blanten Taler.

Ein Gespräch wollte nicht aufkommen, als der Landauer mit der Familie über das Pfalter rasselte. Mit Grauen blickte der Vater auf jenes protzige Bankgebäude. Mit seinen geschlossenen Läden sah es aus wie ein lauerndes, böses Tier.

Edith allein wachte, warum Vater so finster den unheimlichen Bau musterte. Nur ihr hatte er gestern den unseligen Brief von Lehfeldt & Co. gezeigt, der eine weitere Verlängerung des Kredites rundweg ablehnte.

Was das hieß, wußte sie: Verschleudern der Ernte, ohne daß man deshalb aus der Klemme kam. Und wenn es wirklich gelang, den Bankkredit abzudecken, dann fehlten alle Betriebsmittel!

Im Hintergrunde dröhnte als drückender Alp das hartrothche Darlehen Robert war zum Hauptgläubiger geworden!

Als der Wagen auf dem Uphaltsplatze der Parkstraße leise daherrollte, als das alte Schloß aufstaudte, fleg wilder Schmerz in Edith auf; hier wohnte der geliebte Mann, dem sie den Abschied gegeben!

War es richtig gewesen, Robert abzuschreiben; war es nicht Torheit und falscher Stolz, auf elenden Klatsch und Tratsch neidischer Reviden hin, diesen Mann, der sie mit allen Fasern liebte, von sich zu stoßen, den Weg zur Rettung des Vaters zu versperrern?

Doch nun war es zu spät! Der Brief war und blieb geschrieben. Seltern abend war er an Robert abgegangen.

Montag morgen neun Uhr sah Herr von Erbach in dem Konferenzzimmer seiner Bank.

Während er auf seine Rappe blickte, konnte er nicht verhindern, daß ihm trotz der wärmenden Daunensfüllung des pompösen Sitzgelegenheit ein gewisser Körperpestel mit Grundeis ging. In diesen qualvollen Minuten des Wartens vergaß Detlef ganz und gar alle politischen Ambitionen. Selbst einen Sitz im Reichstag hätte er abgelehnt. Nur heraus aus diesem fürchterlichen Sorgenruß, nur Loderung dieser eldhaften Kramaste, die sich immer gefährlicher um seine Kehle schnürte!

Endlich öffnete sich die Tür... „Schon Sa!“ dachte der Major, als er beide Bankiers eintreten sah.

„Darf ich Sie mit die eingeforderte Bilanz bitten!“ „Eingefordert!“ knirschte von Erbach innerlich und reichte die Aufstellung hin.

(Fortsetzung folgt.)

